

Das fremde Amerika: Politische Gefühle auf der anderen Seite der Empathiemauer

Laura Vorberg

Als Donald J. Trump, Immobilien-Tycoon und ehemaliger Reality-TV-Star, am 9. November 2016 zum fünfundvierzigsten Präsidenten der USA gewählt wurde, setzte dieses Ereignis das liberale Amerika kollektiv unter Schock. Bis zuletzt hatten die großen nationalen Tageszeitungen *Washington Post* und *New York Times* einen eindeutigen Wahlerfolg der Demokratin Hillary Clinton prognostiziert – und damit implizit auf einen Sieg der politischen Vernunft gesetzt. Zu rassistisch und sexistisch erschien Trumps Rhetorik der Provokation, seine populistisch gerahmte wirtschaftsliberale Agenda in weiten Teilen politisch konfus und extrem, als dass er als legitimer Nachfolger Barack Obamas vorstellbar schien. Offenbar war Meinungsforschern und führenden US-Medien, deren Berichte auch international das Bild des Wahlkampfes 2016 prägten, etwas Entscheidendes entgangen. Das politische Klima im eigenen Land war ihnen offenbar fremd geworden – besser gesagt, die Stimmung in jenen Teilen ihres Landes, die oft als „Flyover Country“ bezeichnet werden, da Großstädter der East und West Coast meist nur darüber hinwegfliegen: überdurchschnittlich arme, wertkonservative Staaten des Südens und strukturschwache Agrarregionen des mittleren Westens, Hochburgen der streng religiösen Tea Party und der Waffenlobby.

Es war dieses politisch wie auch kulturell fremde Amerika, das man vergessen hatte oder vielleicht nicht sehen wollte, das entscheidend zu Trumps Sieg beitrug. Ein unheimliches Amerika, dessen Begeisterung für den Unternehmer in hohem Maße widersprüchlich zur dortigen prekären sozialen Realität erschien: Wie konnten so viele Menschen, die in Folge der Finanzkrise 2008 aufgrund mangelnder staatlicher Unternehmensregulierung an die Armutsschwelle und teils darunter geraten waren, ihre



Laura Vorberg, M.A.
DFG-Graduiertenkolleg „Präsenz und implizites Wissen der FAU Erlangen-Nürnberg

Arlie Russel Hochschild. *Fremd in ihrem Land: Eine Reise ins Herz der amerikanischen Rechten*



Zukunft ausgerechnet in die Hände dieses Mannes legen? Und sie damit einem der führenden Köpfe derer anvertrauen, die maßgeblich für ihre eigene prekäre Lage mitverantwortlich waren? Wieso versprachen sie sich einen Ausweg ausgerechnet von einem hemmungslosen Kapitalisten, der die Steuern für Großunternehmen senken wollte, offen damit kokettierte, achtzehn Jahre lang keine Einkommenssteuer bezahlt zu haben und mit der Abschaffung staatlicher Hilfen und Sozialprogramme warb?

Vor dem Hintergrund dieser eklatanten Widersprüche blieb liberalen Beobachtern die anhaltende Trump-Euphorie der Bewohner sozial schwacher Gegenden über die Dauer des gesamten Wahlkampfes unverständlich. Das mangelnde Verständnis trug maßgeblich dazu bei, das Phänomen Trump wesentlich zu unterschätzen. Doch mit der Bekanntgabe des unerwarteten Wahlergebnisses waren nun plötzlich alle Augen auf dieses andere Amerika gerichtet, das einen tiefgreifenden Richtungswechsel in Gang gesetzt hatte, der weit über den politischen Kurs der künftigen Regierung allein hinaus reichte. Ein neues erschreckendes öffentliches Lebensgefühl brach sich Bahn. Unmittelbar nach dem Wahltag kam es im ganzen Land zu einer Vielzahl gewaltsamer rassistisch motivierter Übergriffe.¹ Die Täter sahen in Trumps Sieg vor allem eine Bestätigung ihrer Identitätspolitik und empfanden sich in ihrer Mission zur Wiederherstellung einer weißen Vorherrschaft in den USA bestärkt. Und so wuchs in den Tagen und Wochen nach dem 9.11.2016 vor allem bei jenen US-Bürgern, die bei Barack Obamas Wahlsieg vor acht Jahren die Hoffnung auf eine friedlichere politische Gemeinschaft vereint hatte, das beklemmende Gefühl, plötzlich fremd in ihrem eigenen Land zu sein.

Auch wenn nur ein Teil der Trump-Wähler derart explizite rassistische Übergriffe verübt haben mag, bleibt bis heute, gut ein Jahr nach der Amtseinführung, ein starkes Gefühl des Unbehagens bestehen. Wer sind diese Menschen, die mit dem neuen Präsidenten zugleich auch Gewalt gegen Minderheiten legitimiert haben und deren Lebensumfeld ebenso wie ihre Motive für Trump zu stimmen sich weiterhin dem tieferen Verständnis entziehen?

Dass nun seit Kurzem die deutsche Übersetzung von Arlie Russel Hochschilds *Strangers in Their Own Land* vorliegt (im Original 2016 erschienen), ist ein Glücksfall für alle, die auch hierzulande noch immer die Frage umtreibt, wie eine Präsidentschaft Trumps möglich werden konnte. Hochschild, emeritierte Professorin für Soziologie an der University of California in Berkeley, erforscht in ihrer teilnehmenden Beobachtung über die Dauer von fünf Jahren die Lebenswelt und Beweggründe eben jener konservativen Rechten im tiefen US-amerikanischen Süden, die dem Anschein nach 2016 so eklatant entgegen aller vernünftigen Eigeninteressen abgestimmt haben. Besorgt über die voranschreitende Spaltung der amerikanischen Gesellschaft verlässt sie ihre liberale kalifornische Blase und begibt sich nach Louisiana, wo all jene Widersprüche greifbar werden, die sie selbst als „das große Paradox“ bezeichnet: Obwohl dort eine wesentlich höhere Armutsquote sowie mehr minderjährige Mütter, Scheidungen, Erkrankungen und Fettleibigkeit existieren und massive Umweltprobleme durch die Folgen der dort ansässigen Ölindustrie herrschen, haben 2012 nur 14% der Bevölkerung in Louisiana demokratisch gewählt. Statt den Ausbau des Sozialstaates zu befürworten, um die prekären Verhältnisse zu bekämpfen, setzt der Großteil der Bürger dort ausgerechnet auf Hilfe durch den freien Markt und fordert die Abschaffung staatlicher Hilfsprogramme. Hochschild begleitet diese Menschen, größtenteils Anhänger der extrem konservativen Tea Party in ihrem Alltag – weiße, ältere, verheiratete Christen mit niedrigem bis mittlerem Einkommen – und fragt nach ihren Lebensumständen und Geschichten, um die Beweggründe für ihre politischen Ansichten aufzuspüren. Dabei

fokussiert sie auf das „Schlüssellochthema Umwelt“, das das große Paradox als Strukturdilemma besonders deutlich zutage treten lässt. Während sich die petrochemische Industrie, unterstützt durch die lokale republikanische Politik, in den letzten Jahrzehnten in der Region immer mehr ausgebreitet hat, haben auch Umweltschäden immer weiter zugenommen. Hochschild bereist Orte, in denen Giftstoffe ungefiltert in Seen und Flüsse geleitet werden; das Wasser ist nicht mehr trinkbar, die Fische darin sind nicht mehr essbar. Die Zahl der Krebserkrankungen der Einwohner ist in diesen Industriestandorten ebenso gestiegen wie das Risiko bei der Arbeit aufgrund mangelnder Sicherheitsbestimmungen in Kontakt mit hochgefährlichen Chemikalien zu kommen. Doch obwohl alle Gesprächspartner Hochschilds unter den Auswüchsen der Industrie leiden und eine saubere Umwelt befürworten, unterstützen sie vehement eine Politik der Deregulierung, die den Ausbau der lokalen Ölbranche weiter vorantreibt. Soweit der in Louisiana gelebte und erlebte Widerspruch. Hochschild identifiziert in den politischen Überzeugungen ihrer Interviewpartner jene Paradoxie, die diese selbst nicht sehen können. Dabei ist sie sich ihrer Rolle als außenstehende Beobachterin bewusst und verzichtet bei ihrer Suche nach Erklärungen auf unzulässige Vereinfachungen oder einen Überlegenheitsgestus.

So grenzt sie sich auch teils von Thomas Franks einflussreichem Buch *What's the matter with Kansas?*²² ab, in dem das Phänomen der zunehmenden Beliebtheit radikal-konservativer Politik in sozialschwachen Gegenden der USA als eine Irreführung der Wähler interpretiert wird. Für Hochschild, die ihre Gesprächspartner als reflektierte Gegenüber mit teils langjährigem politischen Engagement kennen lernt, ist diese Erklärung zu einfach, unterstellt sie doch den Tea Party Anhängern eine kollektive Einfältigkeit, die eher einem verbreiteten Klischee des dummen Hinterwäldlers zugrunde liegen mag als der Realität. Um das große Paradox zu verstehen, konzentriert sie sich im Folgenden weniger auf rein sachliche rationale Motive als vielmehr auf die Gefühlsstrukturen der Rechten. Denn die politische Wirklichkeit, so folgt sie einer These des Neurolinguisten George Lakoff³, wird je nach Moralvorstellungen und Wertekanon und daraus sich ableitender Gefühlsregeln anders wahrgenommen und bewertet. Infolgedessen macht Hochschild es sich zum Ziel, die „Empathiemauer“ zu überwinden, die sie als liberale kalifornische Hochschulprofessorin von einem Tiefenverständnis der konservativen Rechten trennt, und dabei eigene Denkmuster und Gewissheiten zu hinterfragen. Große Stärke von *Fremd in ihrem Land* ist das aufrichtige Bemühen um einen Dialog auf Augenhöhe, ein Plädoyer für Empathie mit der anderen Seite und dem Versuch eine Brücke zu schlagen in Zeiten, in denen die Gräben, die die jahrzehntelange politische Polarisierung hinterlassen hat, tiefer kaum sein könnten. Was Hochschild aus ihren Beobachtungen des gesellschaftlichen Umfelds eindrucksvoll herausarbeitet, ist ein konservatives Kollektiv-Erleben, eine verbindende „Tiefengeschichte“, die „gefühlte Sicht der Dinge“ (S. 187), die dem Leser ein Verständnis für die fremde politische Wirklichkeit näherbringt. Es ist eine facettenreiche Geschichte der Desillusionierung und Resignation infolge zunehmender Abwärtsmobilität, Ängsten vor dem Verlust von Ehre und weißer kultureller Identität und einer Entfremdung von der Regierung, gepaart mit einem religiös-motivierten Vertrauen auf die moralische Gerechtigkeit der sozialen Hierarchie des amerikanischen Traums. Hat man diese konservative Tiefengeschichte erst einmal verstanden, wird klar, warum ihre eigene politische Haltung für die Menschen in Louisiana gar nicht paradox sein kann. In den Augen der Konservativen ist beruflicher und wirtschaftlicher Erfolg die gerechte Belohnung für ein stetes Sich-Empor-Arbeiten zur Spitze einer sozialen Leiter – aller widrigen Umstände zum Trotz. In der Tiefengeschichte des Südens, geprägt durch einen tief ver-

wurzelten weißen Patriotismus, dessen historische Ursprünge bis vor den Bürgerkrieg zurückreichen, sind harte Arbeit und Durchhaltevermögen wesentlicher Quell von Moral und Ehre. Klagen jeglicher Art, sei es über den Zustand der Umwelt oder die eigene prekäre Situation, gelten ebenso als Zeichen von moralischer Schwäche wie staatliche Hilfen für sozial Benachteiligte. Diesem konservativen Lebensgefühl liegen eine strenge protestantische Arbeitsethik und der unerschütterliche Glaube an den Mythos des „Self-Made Man“ zugrunde, der wie Heike Paul in ihrem Buch *The Myths That Made America* betont, durch den Glauben an eine durch Eigenleistung erreichbare soziale Aufwärtsmobilität qua einer sozialdarwinistischen Logik die Gleichheit durch Wettbewerb suggeriert und damit wesentliche strukturelle Ungleichheiten legitimiert.⁴ So sieht auch Hochschild die Einwohner Louisianas als „Opferlämmer“ des neoliberalen Kapitalismus, deren Tragik darin besteht, dass sie sich selbst nicht als solche empfinden: „Sie wollen keine selbstmitleidigen ‚armen Würstchen‘ sein“ (S. 311). Für die soziale Ungerechtigkeit, die sie jeden Tag real erleben, machen sie nicht etwa die Ölindustrie, die ja immerhin Jobs bringt oder gar den freien Markt, „unerschütterliche[n] Verbündete[n] der guten Bürger, die in der Schlange vor dem amerikanischen Traum warten“ (S. 207), verantwortlich, sondern den liberalen Sozialstaat. Der Staat, so die Argumentation, unterbindet den fairen Wettbewerb, da er Steuergelder für benachteiligte ethnische Minderheiten aufwendet und diesen somit im Kampf an die Spitze einen unzulässigen Vorteil verschafft. Dabei erscheint es den sich als unrechtmäßig überholt empfundenen weißen Südstaatenbewohnern als die Spitze der Provokation und Herabwürdigung ihrer Werte und Lebenskultur, dass ihnen von liberaler Seite eine Art politisch korrektes Mitleid mit diesen „Vordränglern“ verordnet wird, während sie selbst sich moralisch zu zurückgebliebenen Hinterwäldlern degradiert sehen – und damit zu Fremden in ihrem eigenen Land.

Je mehr Hochschild zum Kern der tiefen Frustration ihrer Gesprächspartner vordringt, desto eher lässt sich erahnen, warum einigen ausgerechnet Donald Trumps Erscheinen auf der politischen Bühne als vermeintlicher Ausweg aus ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Dilemma erschienen sein mag. Zwar endet Hochschilds Studie im Jahr 2016 noch vor der Präsidentschaftswahl im November, doch in einem der finalen Kapitel beschreibt sie sehr eindrücklich den Besuch einer Trump-Wahlveranstaltung und eine Impression der herausgehobenen Kollektiverfahrung einer euphorisierten weißen Menge. Unter Rückgriff auf Durkheims Religionssoziologie⁵ beschreibt Hochschild einen Moment der Verheißung und des „emotionalen Überschäumens“ (S. 302) der Masse, die ihrem Totem Trump huldigt und sich durch ihn von einer degradierten weißen Minderheit wieder zur Mehrheit emporgehoben fühlt. Ihre Beschreibung der durch die radikale Rhetorik ihres charismatischen Führers angeheizten Unterstützergruppe liest sich im Rückblick wie eine düstere Vorahnung auf das, was wenige Wochen später zur gesamtgesellschaftlichen Realität der USA werden sollte. Ist man schließlich bei diesem späten Teil von Hochschilds Buch angelangt, der auch eine Art Quintessenz der Erfahrungen auf ihrer Reise bildet, hat man verstanden, warum sie in Trump nur das sprichwörtliche Streichholz sieht, das ein Feuer entfacht, welches schon lange darauf gewartet hat, endlich zu lodern. Die Figur Trump steht für eine Erlösung vom gefühlten Fremdsein durch die Wiederherstellung eines Sehnsuchtsortes, eines nostalgisch verklärten *wahren* Amerikas und die Wiederbelebung einer weißen Ehre: Ein erfolgreicher Unternehmer und vermeintlicher Self-Made-Man, der durch ständige Verstöße gegen die politische Korrektheit ein Ende der „liberalen Bevormundung“ verspricht. Die Wahl Trumps, das lässt Hochschilds Buch verstehen, war für viele, die die konservative Tiefengeschichte teilen, keine unvernünftige Entscheidung,

sondern lag vielmehr in ihrem emotionalen Eigeninteresse. Begreift man diese Menschen als Verlierer des globalen Kapitalismus, dessen Legitimation sozialer Ungleichheiten in den USA mit dem zivilreligiösen Mythos des jederzeit möglichen gesellschaftlichen Aufstiegs durch harte Arbeit kaschiert wird, gelingt es, ein Stück weit Empathie für die Betrogenen zu entwickeln. Allerdings lässt sich die Mauer nicht vollständig überwinden, denn das Mitgefühl endet dort, wo andere Opfer desselben Systems zu Sündenböcken gemacht werden: In jenem Moment, in dem die Angst vor kulturellem Identitätsverlust und dem *Fremdsein* mit der Angst vor *Fremdheit* mit einer offenen oder stillen Komplizenschaft mit Rassismus, Sexismus und Gewaltverherrlichung durch ein Kreuz auf dem Stimmzettel einhergeht. In Zeiten des international erstarkenden Rechtspopulismus ist *Fremd in ihrem eigenen Land* auch über die spezifische Situation der USA hinaus ein ebenso beeindruckendes wie eindrückliches Plädoyer für ein Miteinandersprechen über politische Gräben hinweg. Vor dem Hintergrund des Feuers, das am 9.11.2016 in den Vereinigten Staaten entzündet wurde, wünscht man sich, dieser Dialog hätte schon viel früher stattgefunden.

Anmerkungen

- 1 Katie Reilly, "Racist Incidents Are Up Since Donald Trump's Election. These Are Just a Few of Them.", *time.com*, 13.11.2016. Zugriff über <http://time.com/4569129/racist-anti-semitic-incidents-donald-trump/>
- 2 Thomas Frank, *Whats the Matter With Kansas? How Conservatives Won the Heart of America*. New York: Henry Holt and Company, 2005.
- 3 George Lakoff & Elisabeth Wehling, *Auf leisen Sohlen ins Gehirn: Politische Sprache und ihre heimliche Macht*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag GmbH, 2008.
- 4 Heike Paul, *The Myths That Made America*. Bielefeld: Transcript, 2014. DOI: 10.14361/transcript.9783839414859
- 5 Vgl. Émile Durkheim, *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Berlin: Verlag der Weltreligionen im Insel Verlag, 4. Auflage, 2007.